In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 133. Posen, den 13. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

6. Fortsetzung.

Mister Hobbins lächelte triumphierend:

„Auf einem Umweg über die Irrenanstalt, Miß Neidberg!" Ihre Handbewegung schnitt er ab. „Das macht nichts. Ganz witzig das. Sie haben mich eine ganze Nacht dabehalten. Dann erklärten sie mir, ich bin nur ein bißchen verrückt und ließen mich wieder frei. Das heißt, auf meinen Wunsch fuhren sie mich ins Hotel. Das erstemal kam ich auf einem Kabellastwagen, und jetzt in einem Irren-Krankenwagen. Nett, wie?"

„Und wie kommen Sie nun in diese Konditorei?"

„Oh, ich gehe Ihnen schon lange nach!"

„Mit welchem Recht, wenn ich fragen darf?"

„Mit dem Recht des Verliebten. Ich sagte Ihnen doch damals, daß Sie mich so leicht nicht loswerden können, Miß Neidberg! . . ."

„So. Und was für einen Zweck soll das Ganze haben?"

„Ich denke so, Miß Neidberg: mit der Zeit gewöhnt man sich an alles! Sie werden sich an mich auch gewöhnen. Und eines Tages werden wir uns heiraten, nicht?"

Mädie antwortete:

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich leider schon an Sie gewöhnt habe. Daß ich aber den lebhaften Wunsch in mir fühle, eine kleine diesbezügliche Entwöhnungskur durchzumachen, und drittens, daß ich Sie nie heiraten werde!"

„Warum nicht, Miß Neidberg? Warum nicht?"

„Wollen Sie das ungedingt wissen?"

„Ja, unbedingt!"

Mädie sah ihm offen und froh in die Augen:

„Weil ich liebe, Miß Hobbins!"

Hobbins fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn:

„Sie lieben!? . . . Aber . . . Vielleicht doch — mich?"

Jetzt tat er ihr leid:

„Nein, Mister Hobbins, leider nicht! . . . Ich liebe einen ganz, wirklich ganz anderen . . . Wirklich, tun Sie mir den einen Gefallen: fahren Sie nach Neuyork zurück, Sie haben hier keine Chancen!"

Mister Hobbins schüttelte den Kopf:

„O nein, Miß Neidberg. Es ist alles schon dagewesen. Der Mann, den Sie lieben, kann alles mögliche sein . . . Eine bekannte junge Dame von mir in Neuyork, die hat einen Bankräuber geheiratet. Das heißt, als sie heirateten, da war er noch Bankangestellter . . . Einem anderen Verlobten ist ein Eisenträger — dreitausend Kilogramm ohne Knochen! — von einem Neubau auf den Schädel gefallen! . . . Sie sehen also, daß ich doch noch Chancen habe, Miß Neidberg!"

Mädie seufzte tief auf:

„Sie sind ein edles Gemüt, lieber Mister Hobbins! So was von idealer Veranlagung trifft man wirklich nicht alle Tage! Ich sehe, daß jedes weitere Wort zwecklos ist . . ."

Mister Hobbins rückte näher:

„Sie sind also einverstanden!? . . ."

Mädie stand auf.

„Nein. Aber ich muß gehen. Auf Wiedersehen, Mister Hobbins!"

Hobbins war auch aufgestanden.

„Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?"

„Danke. Ich würde lieber allein gehen."

„Also, ja!"

Mädie konnte es nicht hindern, daß er neben ihr herging. Sie bog in die bekannte Straße ein. Zwanzig Schritte weiter stand das Haus, in dem Wildhorn wohnte.

„Bitte, verabschieden Sie sich, Mister Hobbins!"

„Schade. So früh! Kann ich nicht unten warten? Was haben Sie denn da oben zu tun, Miß Neidberg?"

„Mister Hobbins, Sie werden unverschämt! Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie im Laufe der nächsten Sekunden eine schallende Ohrfeige von mir bekommen werden, wenn Sie jetzt nicht gehen!"

Da sah sie vom anderen Ende der Straße Wildhorn auf sein Haus zugehen. Er hatte sie ebenfalls gesehen und blickte erstaunt herüber.

Da nickte sie Mister Hobbins kurzerhand zu und ging Wildhorn entgegen.

Mister Hobbins blieb noch minutenlang stehen. Sein Gesicht hatte sich beträchtlich verändert. Die Mundwinkel waren heruntergesunken. Die Augen blickten trübe und gehässig. Er sah, wie Mädie und Wildhorn das Haus betraten . . .

Mädie und Wildhorn saßen im dunkelnden Zimmer. Brandt hatte den Tee gebracht und war gegangen. Kein Laut brach die Stille. Bis Wildhorn leise sagte:

„Ich wollte, ich besäße ungezählte Millionen! . . ."

„Wozu brauchen Sie die . . . Thomas?"

„Die Liebe, kleine Magda, sie ist gewiß ein Serienstück mit ungezählten Aufführungen. Aber die Dekoration muß wechseln, muß täglich, stündlich wechseln. Ich möchte heute um Mitternacht mit Ihnen auf dem Oberrang des Kolosseums sitzen . . . Und morgen Capris zitternde Konturen mit Ihnen vom Posilippo schauen . . . Und übermorgen blicktrunken angesichts der Reede von Lissabon mit Ihnen schweigen . . . Und dann mit Ihnen in einem kleinen, kleinen Kahn durch den kühlen Sonjefjord gleiten, mit Ihnen den feuchten Moosbart tausendjähriger Felsgreise streicheln . . ."

Mädie schwieg glücklich. Sie blickte in seine träumenden Augen. Dann sagte sie auch leise:

„Und hier? Und hier . . .? Ich kann dich auch hier lieben, Thomas, hier, wo die Patina deiner Gedanken auf allem liegt . . . Wozu Dekorationen? . . . Ich schließe die Augen und sehe nur dich, dennoch nur dich allein . . ."

Da küßte er sie zum ersten Male. Und sie hing an ihm mit bebenden Lippen . . . Und wollte den Mund zur Lösung ihres Geheimnisses öffnen und schwieg doch wieder . . . Und ihr graute vor ihrer eigenen kalten Vernunft . . .

Wildhorn liebäugelte mit einem possierlichen Gedanken. Er dachte an den tobenden Onkel Gendeli und sagte:

„Magda, ich möchte dich Mädie nennen! . . .“
Mädie schrak zusammen und stammelte:
„Was soll das, Thomas? Wie kommst du darauf?“
„Gefällt dir der Name nicht, Magda? . . . Es ist eine Schrulle von mir . . .“
Mädie atmete auf.
„O doch . . . Es gab eine Zeit, wo sie mich zu Hause so nannten. Nenne mich, wie du willst, ich bin mit allem zufrieden . . .“
Wildhorn runzelte die Stirn. Dann sagte er:
„Noch eine Frage, Kind . . . Ich weiß, es ist lächerlich . . . Aber ich könnte doch keine Minute mehr ruhig sein, erführe ich nicht die Wahrheit — wer war jener Mann, mit dem du vor dem Hause sprachst?“
Mädie lachte auf:
„Ein armer Irrer, Thomas . . . Ein flüchtiger Bekannter, der es sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu . . . mich . . .“
„Was denn, Mädie?“ Wildhorn fragte ängstlich.
„Nun denn — mich zu heiraten.“
„Und du?“
Da verschloß sie ihm den Mund.

* * *

Mister Hobbins stieg in eine Elektrische, durchfuhr den Westen, die Innenstadt und den halben Norden. Dann stieg er aus, bog in eine kleine Nebenstraße und ging in eine der riesenhaften Mietskasernen. Hier durchquerte er zwei Höfe, stieg vier Treppen im dritten Hinterhause hinauf und machte vor einer unpolierten Eichentür Halt. Nahm einen Schlüssel aus der Tasche und sperrte auf. Innen war die Kette vorgelegt und Mister Hobbins schrie:
„Aufmachen. Ich bin's. Schlaft wohl wieder mal? Habt ja weiter nischt zu tun, was? Ich kann mir die Beene hier in'n Leib stehen, Bande!“
Dann kamen von innen schlürfende Tritte. Eine Tür wurde zugeknallt, die Kette entfernt.
Hierzu sagte eine verdrießliche Frauenstimme:
„Denkste, wir lauern hier bloß den ganzen Tag, bis du kommst.“
Mister Hobbins trat ein, ging an der Frau vorbei ins Zimmer und warf seinen Hut auf eines der Betten. Dann setzte er sich mit weit ins Zimmer gestreckten Beinen an den Tisch. Die Frau war ihm nachgegangen. Sie war nicht mehr ganz jung, aber hübsch noch, und ihre Bewegungen zeigten mitunter eine Grazie, die an ein anderes Milieu erinnerte.
Auf einem Bett lag schlafend ein alter Mann mit einem Holzbein.
Mister Hobbins nickte in der Richtung nach dem Schläfer und brummte:
„Der Alte schon zu Hause?“
Die Frau hatte sich hinter seinen Stuhl gestellt und streichelte seine Haare:
„Laß ihn, Bobby, er fühlt sich heute nicht ganz richtig!“
„Wie ich mich fühle, danach fragt keiner!“ knurrte Mister Hobbins.
„Wie geht die Sache?“ forschte die Frau.
Mister Hobbins winkte verärgert ab.
„Nischt is. Ich bin noch keinen Schritt weiter. Jetzt stellt sich heraus, daß sie verliebt oder gar verlobt ist. Der Alte weiß noch nichts . . . Aber ich bin abgemeldet, so viel weiß ich. Da siehstes — du, mit deiner glänzenden amerikanischen Idee!“ Mister Hobbins spuckte aus.
„Du sagst, der alte Neidberg weiß von nichts?“
„Keine Spur, denke ich.“
„Na, ist damit nichts zu machen?“
Bobby sprang auf und sagte plötzlich lachend:
„Donnerwetter ja!!! Mieze — du bist ein Prachtkerl . . .“ Eifrig überlegend schritt Mister Hobbins auf und ab. Dann blieb er plötzlich stehen, packte das Mädchen um die Taille und wirbelte übermütig mit ihr durchs Zimmer. Ihre Augen blitzten glücklich auf und sie lachte.
„Was is denn hier for'n Krach?“ knurrte der von dem Lärm erwachte Alte auf dem Bett. Dann sah er Bobby, und ein glückliches Leuchten kam in seine Augen:
„Na, da biste ja, Junge! Drei Tage haste dich nich sehn lassen! Natierlich, feiner Herr, Hotel Adlong, vastehste!“
Mister Hobbins, oder Bobby Hobbe, gleichviel, setzte sich auf den Bettrand.
„Vater, was haste an Geld im Hause?“
Der Alte schüttelte unzufrieden den Kopf:
„Du fragst bloß immer nach Geld . . . Was du an Moneten ins Haus bringst, das langt gerade fürs Katzenfutter! . . . Und ich? Ich liege in Wind und Wetter an meine Ecke Unter'n Linden und kann sehn, wo ich bleibe! . . . Gewiß, der Platz ist einträglich . . . Heute war ich bloß bis drei auf'm Posten und habe sechsunddreißig Märker zu Hause gebracht . . . Aber wohin soll das führen, wenn du immer die ganze Pinke abholst, wer weiß, for welchen Unsinn!?“
Bobby lachte:
„Unsinn!? Du wirst noch staunen über den „Unsinn“, Vater! . . . Warte nur, in'n paar Wochen schwimmen wir alle im Gelde . . . Mieze und ich habens jetzt raus! Das mußt du doch verstehen, daß eine große Sache immer 'n Einlagekapital braucht! Oder nicht?“
„Ja, ja, das versteh ich schon . . . Aber nun hab ich schon an die zweitausend Mark eingelegt —, wenn ich nur nich zum Schluß selber reingelegt bin, Junge, das is meine Sorge! . . . Junge, Junge, ich sag's immer wieder — bleib bei der Zunft, misch dich nicht in so große Sachen rein! Dazu gehören andere Kerls als du! . . .“
Und wieder lachte Bobby Hobbe übermütig:
„Andere Kerls? So? Na, denn geh doch mal hinein ins feine Hotel Adlon Unter den Linden und frag' nach Mister Jack Lincoln Hobbins from New York, United States . . . Da wirste mal vielleicht 'n paar Bücklinge sehen, Alterchen . . . Da wirste vielleicht Hochachtung kriegen vor deinem Herrn Sohn! . . . Nee, nee, — laß mich nur machen! Ich mach 'nen großen Coup — oder gar keinen!“
„Er hat recht, Vater!“ sagte das Mädchen. „Kommt wir wollen essen gehen!“
„Wißt Ihr, wo ich war?“ fragte Bobby.
„Na wo denn, mein Junge?“
„In der Städtischen Irrenanstalt! Eingeliefert! Für halb verrückt erklärt! Die verflixte Kröte bestellt mich hin . . . Zum Rendezvous, versteht ihr . . . Und ich — ich lande im Irrenhaus! . . .“
Mieze konnte ein schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken:
„Da kannste wieder mal sehen, Bobby . . . Na, ich würde es der Person schon heimzahlen, worauf du dich verlassen kannst.“
„Immer mit der Ruhe!“ meinte Mister Hobbins. „Kommt alles . . . Und eifersüchtig brauchste auf die nicht zu sein, Miezeken! . . . Ich bin dir treu, mein Kind . . .“
Und wieder war in den Augen des Mädchens ein Funke, der im Falle eines Seitensprunges für Mister Hobbins nichts Gutes zu bedeuten gehabt hätte . . .
Dann half Bobby dem Vater auf sein gesundes Bein, und die drei gingen in die Küche, um ihr Abendessen einzunehmen . . .
Nach dem Essen erhob sich Bobby.
In Miezes Gesicht malte sich herbe Enttäuschung:
„Du bleibst heute nacht nicht hier, Bobby?“
Bobby sagte ärgerlich:
„Aber, Kind, das mußt du doch verstehen! Was sollen sich denn die Leute im Hotel denken, wenn ich einfach die Nacht nicht nach Hause komme!?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflegetochter.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Dunkle, alte sienabraune Dächer säumen einen großen Hof. In diesem Hofe arbeitet ein Töpfer. Bunte Geschirre wandern durch die Hände der Gehilfen, ein Lehrjunge schlichtet die Töpfe, legt die kalvillegelben zu den venedigblauen, die kardinalroten zu den milchweißen, oder baut eine Pyramide lorbeergrüner Kannen. Dazu klingt von den Kirchen das Geläute der Glocken, und aus dem alten Kastanienbaum kommt ein zartes Vogelsolo. Wenn man diesen Hof mit den funkelnden Töpfen sieht, hat man das Gefühl, als seien hier Dinge mit einem lauten Leben streng in Ordnung gehalten, die jeden Augenblick froh und übermütig in die Welt springen möchten.

Um aber zur Erzählung zu kommen. Der Töpfermeister ist ein einfacher Mensch mit einer frohen Lebensart, ein Mann, den nicht so leicht verblüffen kann. Wenn ihm zeitweilig ein Topf in Scherben fällt, denkt er nicht weiter daran, oder wenn schon, dann philosophiert er ein wenig, daß es auch im menschlichen Leben nicht anders zugeht und so manche Töpfe in Scherben gehen, die nie schöne Farbe und eine schöne Form hatten. Vom Aberglauben hält er nichts, es ist gleichgültig, daß die Scherben Glück bedeuten, sonst wäre er der glücklichste Mensch, wenn er alle Töpfe in Scherben schlüge.

Es hätte niemand geahnt, daß dieser Mann ein Geheimnis mit sich trug, das ihn innerlich erwärmte, das ihm Freude spendete und eine dauernde Befriedigung gab. Er war das Gegenteil eines Träumers, und doch hing dieses Erlebnis wie ein Traum in seinem Leben. Er hütete es, er pflegte es wie ein Kind. Dieses Geheimnis war einfach genug, wenn es auch nicht ganz alltäglich war.

Unweit der Werkstatt lag ein Waisenhaus.

Die Waisenkinder gingen manchmal an seinem Hof vorbei, und einmal kamen sie auch herein und durften sich die zahllosen, bunten Geschirre ansehen.

Eines Tages nun hatte der Töpfer die komische Idee, für so ein Waisenmädchen zu sorgen, seine Ersparnisse für das Elternlose Kind anzulegen. Er tat es insgeheim, im Stillen, niemand wußte etwas davon. Von Zeit zu Zeit trug er ein Päckchen Geld in die Anstalt, ließ einem Mädchen, daß er sich ausgesucht hatte, eine gute Erziehung angedeihen, spendete für den Unterricht in der Musik und schuf sich damit einen Lebenszweck, der mit einem seligen Traum Hand in Hand ging.

So kam es, daß eines Tages, nach Jahren, dieses Mädchen in sein Haus aufgenommen wurde. Es sorgte für die Wäsche, hielt die Wirtschaft in Ordnung, kochte und spielte des Abends Klavier. Sie war nicht schön, aber lieb, und hatte ein weißes, feines Gesicht, flinke Hände und einen klugen Geist. Die Jahre gingen hin, der Töpfer fühlte nicht. Es lag ein lichter Schein über dem Leben der beiden. Gisela dachte wohl niemals daran, daß ihr freundliches Wesen, ihre Art, das Haus in Ordnung zu halten, im Hof zwischen dem bunten Geschirr herumzuwirtschaften, dem Töpfer langsam die Erkenntnis seiner Einsamkeit bringen mußte. Wenn sie abends beisammen saßen, er in der Zeitung las, sie eine Handarbeit fertigte oder Klavier spielte oder dem Meister zuhörte, der aus seinen Lehrjahren und Wanderschaften humorvolle Schnurren erzählte, wenn sich dann ein frisches Lächeln in ihrem Gesicht spiegelte, von einem frohen Herzen kommend, dann kam es wohl vor, daß dem Töpfer eine Traurigkeit in die Seele klomm und daß er nachzurechnen begann, um wie viel Jahre er sich verspätet hatte. Diese Rechnungen aber erleichterten ihn nicht, sie machten ihn trübe und einsamer denn je, und aus seinem Geheimnis, aus seinem Traum ward ein Lied, das schließlich auch auf Gisela übergriff, die vergebens nach dem Grunde suchte . . .

*

An einem Herbsttage, der mit blauem Rauch und feinem Gespinst über den Weingärten hing, indessen die Sonne den Trauben schmeichelte und in die vollen Kugeln noch ein Fünklein Feuer goß, saßen die beiden nachdem Tagwerk wieder am Abendtisch. Draußen fiel die frühe Nacht, hing ein Flämmchen Abend noch im Gefieder der Herbstwolken, das rasch verlöschte.

„Ich habe dir Blumen auf dein Zimmer gestellt, Geranien," sagte Gisela, „und ich habe dir etwas besonders Gutes gekocht, denn heute sind es zehn Jahre, daß ich bei dir sein konnte!"

„Zehn Jahre," dachte der Töpfer, „das sind also zweiunddreißig, zweiundvierzig Jahre. Und dabei noch kein einziges graues Haar, Mut für das Leben, ohne bange zu werden, aber . . ."

„Du gibst mir keine Antwort, ich bin in Sorge um dich. Du bist in letzter Zeit so traurig. Was betrübt dich, bin ich es?"

Er lächelte.

„Willst du nicht etwas von mir erzählen?"

„Ich von dir?"

„Ja. Ich kam doch aus dem Hause der Eintönigkeit zu dir. Oh ich weiß es noch sehr gut, als wir einmal in deinem Hofe Besuch machten, ich werde es niemals vergessen, und du standest da und lachtest, weil wir uns alle freuten."

„Ja," sagte er, und es war, als löse sich ein dichter Schleier, der seinen Traum seit geraumer Zeit verhüllte. Er sah Gisela an und versuchte, sich die ganze seltsame, verlockende, leidvolle Geschichte zusammenzureimen. Sie machte ihn froh und unselig, sie bedeutete für sein Leben Kummer und Glück. Sie brachte ihm Schatten und dann wieder hellen Sonnenschein. Es war alles so wundersam und wehmütig.

Er fühlte, daß er jetzt ein Tor vor sich hatte, durch das er aus den Dämmerungen, aus den Unsicherheiten in das Freie gelangen konnte.

Es war der Augenblick gekommen, da er ihr alles sagen mußte.

Er war nicht empfindsam, aber einfach und regelmäßig in seinem Leben. Er wußte, was er tat, und doch fielen ihm nicht die richtigen Worte ein. Wie unbeholfen der Mensch sein konnte!

Und eben, als er beginnen wollte, stand das Mädchen bei ihm, ganz nahe. Und er bemerkte am Beben ihres Mundes, am Glänzen ihrer Augen, daß das Mädchenherz seine Ruhe verloren hatte.

Ein Strom der Sterne flog sanft herauffunkelnd über den Nachthimmel.

„Ja . . ." sagte Gisela, du sollst wieder froh werden!"

Er lächelte und wollte nach ihrer Hand greifen.

„Vaterle," sagte sie leise.

Seine Hand fiel schwer nieder.

Alles brach zusammen. Seine Zukunft stürzte ein, begrub ihn, sein Herz, seine Sehnsucht, alles. Ein Wort genügte . . . und alles war zu Ende. Dunkelheit und Dämmern war wieder rings um ihn. Wie schön hätte es werden können. Sein großer, wunderbarer Lebenswunsch, seine lichtvolle Zukunft, sein Heim der Zufriedenheit . . .

„Vater —" wiederholte er leise, in der Stimme ein Zittern der Enttäuschung. Konnte er denn mehr verlangen? Sprach diese Jugend nicht die blanke Wahrheit? Wo hatte er seine Gedanken? Herr werden über sein Denken, das war alles. Wo dachte er hin?

Er sammelte seine Gefühle, aber ganz so rasch wollte er nicht verzichten. „Gisela," meinte er etwas mühsam, mit einem Versuch zu lächeln, „es ist . . . so schön . . . was du sagst! Bin ich dir wirklich wie ein Vater?"

„Oh, du!" sagte Gisela und sah in seine Augen „Sieh, ich muß dir endlich einen Namen geben. Du hast für mich gesorgt, Du hast mir, mehr als notwendig, Gutes erwiesen, ich muß einen Namen haben, einen Namen, der meiner Dankbarkeit Ausdruck verleiht, in dem du meine Liebe zu dir fühlen mußt!"

„Ja," sagte er leise.

Es wurde ganz still draußen. Gisela sah nach den funkelnden Sterngärten. Er stand neben ihr. Beide schwiegen.

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen nicht gesprochen wird und die doch beredter sind. Es sind Augenblicke der Zwiesprache der Herzen. Gisela verstand ihn wohl, sie brauchte nur in seine Augen zu sehen. Aber es war ja alles so eigenartig.

„Träumst du?" fragte Gisela plötzlich in die Stille hinein.

Er sah auf.

„Ich träume schon lange, Gisela! Es ist der schönste Traum in meinem Leben. Aber eben nur ein Traum!"

Sie wollte nach seiner Hand greifen . . . da flimmerte eine Sternschnuppe am Himmel auf und schlug einen prachtvollen goldenen Bogen durch die Nacht . . .

„Ach!" rief Gisela und zeigte in die Nacht. Er tat dasselbe, und die beiden Hände trafen sich . . .

Und hielten sich fest.

„Du sagtest, Gisela . . ." begann der Meister nach einem Weilchen, „Du mußt einen Namen für mich haben . . . Ich verstehe dich jetzt, Gisela! Aber auch ich habe einen Wunsch!"

„Nun?" fragte das Mädchen rasch.

„Du wirst immer bei mir bleiben . . . ich bin so froh, Dich in meiner Nähe zu wissen!"

„Du!" mehr sagte Gisela nicht.

„Mein Leben liegt in deinen Händen, mein Glück, meine Zukunft!"

„Ich will sie tragen, ich will sie festhalten!"

„Gisela, du willst meine Frau werden?!"

Da reichte ihm das Mädchen beide Hände, und er legte sein Arme um sie, lächelnd und wortlos.

Flüchtig und glücklich zugleich reichte ihm Gisela die Stirn zum Kuß.

Elegie auf Heidelberg.

I.

Im Scheffelhaus heißt sie natürlich Käthi: das ist so eine Art Berufskrankheit. Aber sie ist klein, sommersprossig und unscheinbar, nichts erinnert bei ihr an das blühende Mädel von Alt-Heidelberg, sie hat nur ein verschämtes, müdes Lächeln. Die Sonne liegt flimmernd auf dem grünen Strom, ein paar helle Wimpel flattern in der Ferne, in seltsamen, blassen Nebeln, das Schloß steht einsam über dem dichten, blühenden Land. Das Schloß strahlt wie ein roter freudiger Stein im dunklen Grün, es ist zerbrochen und wetterzerklüftet, aber seine Giebel stehen lebendig, rote, spitze Profile über dem breiten Strom, verstümmelte Zeichen einer prunkvollen, großen Vergangenheit.

Sonderbar, wie ruhig es hier ist; kein Lied und keine Gitarre. Die Studenten sind fort. Vielleicht, hie und da tauchen ein paar bunte Kappen auf der Straße auf und verschwinden. Alt-Heidelberg, du feine — man wird schläfrig. Einem Herrn

sind die Preise zu hoch. Am Tisch nebenan sitzt ein braver Bürger mit seiner fetten, melancholischen Gattin bei der Bowle traulich, schweigsam, wässrigen Blicks, und seine mächtige Glatze funkelt und glänzt in der Sonne. Eine Atmosphäre von Blümchenkaffee und weißen Würstchen verbreitet sich quälend. Scheffelbowle — das Glas zu 60 Pfennige. Meister Scheffel wird sich im Grabe umdrehen. Seine Bilder hängen verstaubt an den fleckigen Wänden. Und viel geschmackloser Zierat: Karten, Autogramme, pompöser Kupferdruck, Lobgesänge schwulstiger Verehrer. Aber man braucht nur aufzublicken, hinüber über den schönen Strom, da ästet sich breites, rundgewölbtes Grün, — und der alte rauschende Märchenwald wächst empor. Ewige Eichen und blumige Lichtung. Gipfel beugen sich leise im Wind. Abendgold und Friede. Die Dämmerung schwebt nieder. Die Glocke des Eremiten klingt, sie läutet zur Andacht. Ekkehardt führt das müde Maultier zum gurgelnden Bach. Goldfellige Rehe blinzeln mit schönen bronzenen Augen im Dickicht. Oh — und wie viele Vögel singen in den Zweigen, selig, verzaubert.

II.

Die Karl-Theodor-Brücke führt über den Neckar mit schwankenden Bogenwölbungen. Roter Sandstein (alles ist rot oder wundervoll grün in Heidelberg) massiv, würdig, unverwüstlich. Das Bild ihres fürstlichen Schöpfers hängt unverblichen droben im Schloß; ein wohlbeleibter, rosiger Herr mit schlaffen Backentaschen und rosiger Weinnase. (Alles ist rosig und wohlbeleibt in Heidelberg und liebt den Wein — das ist die Tradition.) Und die Pfalzgrafen bei Rhein im Heidelberger Schloß, die tranken immer — denn herrlich ist der Wein, — und ihre Landskinder tranken mit Der Durst war kolossal; nicht umsonst steht das Riesenfaß im Keller. Aber es ist leer. Wahrscheinlich haust darin allerlei Getier, und Ratten laufen über seine himmlisch-duselige Wölbung. Vorbei, vorbei; eine Mark Eintritt. Und Führung und Jahreszahlen und Trinkgelder. Und bröckelige Wände, morsche Skulpturen, Ritter aus Stein, geschnitzte Türen, alte Truhen — eine Mark Eintritt und vorlaute Backfische, Kommis mit fürchterlichen Krawatten, neugierige Tanten — ein Brunnen plätschert verwaist in einem entlegenen Hof; wie schön es einmal hier war, fröhlich, stark, gewaltig! Feste und Kerzenschimmer und schöne, glänzende Frauen. Standarten wehen am Portal und Rosse schnauben. Musik im Schloß. Vorbei. Melacs Fakkeln rasten nieder und Blut floß. Der Turm stürzte und die Erde bebte . . .

Die Straßen sind bergig, schief, wahllos. Alte Patrizierhäuser mit vornehmen Wappen; Straßenbahnen keuchen und hämmern. Und allerlei modisches Volk mit Reiseführern macht sich besonders bemerkbar. Kulturexpansion, Bildungsepidemie am Sonntag mit Schinkenbrötchen und bengalischer Beleuchtung. Nichts als langweilige Menschen mit Wissensdurst und Ansichtskarten. Den Pfalzgrafen bei Rhein wird es schwül in ihren Särgen.

III.

Beim alten Melzer in Neckargemünd: die griechische Weinstube, wo es nicht sehr klassisch zugeht. Sogar sehr schäbig sieht es aus, aber fidel ist man dort. Und der Wein ist dunkel und süß und hat schöne, klingende Namen — Agamemnon, Phyllis, Maphrodafne. Da schmeckt es doppelt. Besser ist aber der blühende Apfelbaum am anderen Ufer und der helle, sanfte Strom. Leichte Wolken ziehen am reinen Himmel. Weit steht das Schloß: ein purpurner Fleck im endlosen Grün. Kähne kommen langsam den Fluß herunter mit jungen Menschen. Und jubelnd klingt es über die Fluten: „Noch ist die blühende, goldene Zeit!"

Robert Rosinski.

Wenn man ein Maschinist werden will . . . .

Gogals Chlestakoff war ein Mann, jedoch in der Natur gibt es tatsächlich ein Fräulein Chlestakoff.

Es war an einem wunderschönen Morgen.

Die Tochter des Revisors in Irgendwo auf dem Ural trank zwei Glas Tee, aß dazu eine Semmel und verspürte plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, zu heiraten. Ich weiß nicht, wie es mit dem Heiraten bei Ihnen ist, bei uns auf dem Ural ist es jedenfalls nicht leicht. Hier braucht man einen besonderen Zugang zur Sache, sozusagen ein Dessin. Nachdem die Revisorstochter all das in Betracht gezogen hatte, schrieb sie an eben demselben Morgen folgenden Brief:

„Lieber Schorsch! Was Deinen Heiratsantrag anbetrifft, so sprich mit Kostja darüber und heirate mich sobald wie möglich. Mein Vater wird mir in allem helfen und ganz selbstverständlich auch Dir."

Aber der „liebe Schorsch" beeilte sich nicht. Gerade deshalb beeilte sich die Revisorstochter und schrieb ihm einen zweiten Brief:

„. . . Was Deine Versetzung hierher und Dein Avancement zum Maschinisten anbelangt, so hat der Vater mir sein Wort gegeben, daß er alles tun wird, sobald Du mich heiratest."

Weiter schrieb sie in demselben Briefe, daß ihr Vater allmächtig sei. Am Tage ihrer Hochzeit wäre Schorsch Maschinist, nach einem Monat Gehilfe des Stationschefs und nach einem halben Jahr aber . . .

Nach ungefähr zwei bis drei Jahren würde Schorsch dann Verkehrsminister sein. Aber Schorsch ist eigensinnig. Nicht, daß er nicht Maschinist oder Minister werden will. Er würde sich auch verehelichen, aber die Tochter des Revisors gefällt ihm nicht.

Die Tochter ergreift deshalb endlich energische Maßnahmen. Sie schreibt eilig ihrem Vater einen Brief:

„Lieber Vater! Sieh zu, daß Du nicht hereinfällst, und laß Schorsch nicht zum Maschinisten avancieren, bevor er sich mit mir registriert hat."

Der Vater fiel nicht herein . . . Und sehr schlecht hatte es der Schorsch. In seiner Verzweiflung schrieb er ein Gesuch:

„Ich bin ganz und gar in den Händen der Revisorstochter; wenn sie will, kann ich nach einigen Tagen Maschinist werden, aber wenn sie nicht will, kann ich überhaupt nichts werden. Und warum ist sie so schlau geworden? Weil Jakob Grusdjeff ihr die Ehr versprach, nach seinem Avancement sie auslachte und sitzen ließ. Soll ich das büßen?"

Es ist schlecht, auf dem Ural zu leben: wenn man da Maschinist werden will, muß man heiraten . . .

K. Niklin.

Aus aller Welt.

Piccolo in Nöten. Sechs Tische hatte er zu bedienen. Es war ein schwieriger Auftrag. Der Kopf schwirrte ihm vor lauter schönen Dingen wie Sekt, Bier, Torte, Käse Eis, Wurst und so weiter. Herbeigeschleppt hat er alles noch ganz richtig, aber dann spielte ihm sein Gedächtnis einen Streich. Jeder Tisch bekam etwas von den Sachen, aber jeder etwas Falsches. Die Gäste wunderten sich, waren empört und reklamierten. Es war ein großer Skandal. Dabei wäre es gar nicht so schwer gewesen, wenn der kleine Mann sich etwas auf Physiognomien verstanden hätte. Er hätte jedem Gast ansehen müssen, was für ihn das Richtige gewesen wäre. Es besteht die Möglichkeit, ihm beizuspringen und dabei noch einen willkommenen Zuschuß zur Sommerreise zu verdienen. Das Ganze ist nämlich das neue Preisausschreiben: „Maxl Knips hat falsch bedient", das die Frankfurter Illustrierte (Das Illustrierte Blatt) in ihrer neuesten Nummer (Nr. 24) bringt. Im gleichen Heft veröffentlicht Ernst Fuhrmann eine interessante Pflanzenstudie „Der Polyp". Weitere Bilderartikel behandeln neue Formen des Alkoholschmuggels in Amerika, Bildersensation aus der Geschichte der Habsburger und „Andrée, ein Schicksalsgenosse Nobiles". Dem letztgenannten Aufsatz sind wenig bekannte Photos von der Expedition des vor einunddreißig Jahren am Nodpol verschollenen Forschers beigegeben. Besonderes Interesse verdienen auch die ersten Aufnahmen von der Ankunft des Berliner Droschkenkutschers Gustav Hartmann in Paris. Das Heft ist von Anfang der Woche an für zwanzig Pfennig zu haben.

Eine Riesenechse mit drei Augen. Einen dreiäugigen Plesiosaurus hat man bisher für unmöglich gehalten. In einem Steinbruch zu Harbury in England fand man aber das Skelett eines solchen Tieres, das vor einer oder zwei Millionen Jahren gelebt hat. Es befindet sich bereits im Londoner Naturgeschichtlichen Museum und ist 16 Fuß lang. An der Spitze des dreieckigen Kopfes befand sich das dritte Auge.

Damenhüte aus Holz. Die neueste Errungenschaft der Pariser Mode sind Hüte aus Holz, erstmalig gezeigt auf der großen Frühjahrsmodenschau, die das Frühjahrsrennen in Longchamp darstellt. Die Hüte sind aus drei übereinander liegenden dünnen Holzschichten gearbeitet, deren Krempen mit verborgenen Federn versehen und dadurch über das Haar herunterzuziehen sind. Die Garnitur der meist glockenförmigen Holzhüte besteht aus kunstvoll geschnitzten Holzornamenten. Es ist nicht anzunehmen, daß man außerhalb von Paris starken Gebrauch von dieser Mode machen wird.

Wenn ein Millardär einen Freier abweist. Eine eigenartige Schadenersatzklage wird demnächst vor einem Chicagoer Gericht verhandelt. Der Berliner Baron Richard von Zinof hatte mit der Tochter des Chicagoer Milliardärs Oppenheimer, die er in Deutschland kennengelernt hatte, einen Briefwechsel geführt, dem er entnehmen zu können glaubte, daß er Luise Oppenheimer als Freier willkommen war. Er reiste nach Chicago, und hielt um die Hand der reichen Erbin an. Auf Wunsch der Tochter wies Oppenheimer den Freier ab. Auf Grund der Korrespondenz mit Luise Oppenheimer macht nun Baron von Zinof eine Schadenersatzklage in Höhe von 100 000 Dollar gegen Oppenheimer geltend. Mitgiftjäger dürfen auf den Ausgang des Prozesses neugierig sein.

Verbot der Vielweiberei in Albanien. Der albanische Staat hat das albanische Ehegesetz angenommen, durch das die Vielweiberei verboten wird. Dagegen gestattet das neue Gesetz den Mohammedanern, Andersgläubige zu heiraten.

Fröhliche Ecke.

Unter Freundinnen. „Ich feiere nächste Woche meinen dreißigsten Geburtstag."

„Ach was! Welch merkwürdiges Zusammentreffen! Auch ich!"

„Ja, aber ich zum ersten Male!"

So muß es kommen! „Anni, wenn du mich nicht in Ruhe läßt, dann sag ich Mutti, daß du auch deine Haare abgeschnitten bekommst wie Omama, und keine Schokolade mehr kriegst, sondern nur noch Zigaretten."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań